

# 1589 Iris.

## Zeitschrift für Wissen, Kunst und Leben.



Zweiter Jahrgang.

476

Samstag.

(1826. N<sup>o</sup> 78.)

1. Juli.

### Ferdusi.

(Persische Kunde.)

1.

Auf dem Thron im goldnen Glanze,  
 Saß der Shah vom Perserland,  
 Und vor ihm im Sängerkranze  
 Ben-Ferdusi heiter stand:  
 Ben-Ferdusi, der die Lanze  
 Des Gesanges oft entwandt,  
 Dessen Lied und dessen Stanze  
 Ging von Mund zu Mund im Land



Und der Shah, er neigt sich nieder:  
 „Ben-Ferdusi, dein Gesang,  
 Deine wundersamen Lieder,  
 Sie entzückten oft mich lang;  
 Immer sehn' ich, daß er wieder  
 Mir ertöne dieser Klang,  
 Und sind mir die Kaiser Brüder,  
 Sei auch kaiserlich mein Dank.“

„Sie, des Perseruhmes Säulen,  
 Die den Vorhang aufgerollt  
 Dieser Pracht, in der wir weilen,  
 Denen Dank der Enkel zollt;  
 Meine Ahnen sollst du eilen  
 Zu besingen kühn und hold;  
 Dann belohn' ich deiner Zeilen  
 Jede dir mit blankem Gold.“

Und Ferdusi, sich verneigend,  
 Ging hinaus und sann und sann,  
 Nicht von feiler Gierde zeigend,  
 Als lockt ihn das Gold nur an:  
 Nein, das Werk, das weit verzweigend  
 Um sich griff, es war sein Bann,  
 Darum ging so ernst und schweigend  
 Fort der liederreiche Mann.

2.

Und manch Jahr, manch unerfreuliches  
 Schwand dahin, indeß Abscheuliches  
 Dort geschah durch Ben-Ferdusi Feind,

Der des Shahes liebes, treuliches  
 Herz ihm abzumenden sich vereint;  
 Ihm, der froh der Sterne Bläuliches  
 Leuchten sah, daß seiner Lieder Freund,  
 Nimmer ahnend, daß so Gräuliches  
 Sei dem Sängerkranz zugemeint.

Denn mit klugem und verständigen  
 Sinn sein Liederwerk zu endigen  
 Wußte eben jetzt Ferdusi's Geist;  
 Wußte seinen Riesenstoff zu bändigen,  
 Der in weiten Wogen ihn umkreist;  
 Keiner wohl aller Lebendigen  
 Wagte noch ein Werk so kühn und dreist,  
 Und dem Shah es einzuhändigen  
 War der Heldenfänger fortgereist.

3.

Staunend laß der Shah die Lieder,  
 Ben-Ferdusi's Meisterthat:  
 Wie Nushirvan fromm und bieder  
 Pflug ob seinen Völkern Rath;  
 Und wie Ruffan, der Besieger  
 Sonnengleich empor sich rang,  
 Drachen, Wolche, Löwen, Tieger  
 Und die Riesen all' bezwang.  
 Wie dann jetzt, die Königsblume,  
 Sich das Diadem umwand,  
 Wie so manches auch zum Ruhme  
 Dessen, der es laß, dort stand.  
 Alles, alles sprach Shahnameh \*)  
 Aus in süßem Zaubersang,  
 Daß der Lieder wundersame  
 Macht im Herzen wiederklang.  
 Doch der Shah, er war verdüstert  
 Und dem Heldenfänger gram,  
 Weil, was sie ihm zugestüstert,  
 Eben jetzt, zu Sinn' ihm kam.  
 Zu belohnen jede Zeile  
 Ihm mit Gold, versprach der Shah,  
 Er, der jetzt in Korneßeile  
 Sündig sein Versprechen brach.

\*) Shahnameh, das Buch der Könige, 60,000 Verse enthaltend, eine Reihe historischer Romanzen, ist Ferdusi's Meisterwerk.



Helles Gold wohl lohnte wenig  
Solchen freien Liederaar,  
Und nur Silber gab der König,  
Wo das Gold zu ärmlich war.  
Und wie Rosen mit dem Dorne  
Stechen, naht des Feindes Hand,  
Also war zu stillem Zorne  
Auch das Sängersherz entbrannt.  
Jenen Spötterlohn ergreift er,  
Jenes ärmliche Metall,  
Und von Haus zu Hause streift er  
Theilt es aus dem Armen all.  
Streicht aus seinem Heldenbache  
Shahs Lob von Blatt zu Blatt,  
Weil er untreu seinem Spruche,  
Kuhmlos sich erwiesen hat.

4.

Und Jahre zogen wieder hin,  
Da kam die Neue an;  
Der Shah erwog in seinem Sinn,  
Wie unrecht er gethan.

Wie er mit böser Hast und Wuth  
Den Besten fortgeschreckt,  
Und fortgeschreckt den Viedermuth,  
Der oft sein Herz erweckt.

Und zwölf Kamehl mit schwerem Gold  
Läßt er beladen schnell,  
Und sendet, einen Liebersold,  
Dem Sänger sie zur Stell.

Da trugen wohl die Thiere schwer  
An reicher, goldner Schuld,  
Doch brachten sie wohl weit noch mehr —  
Die königliche Huld.

So zogen hin sie gegen Ihus,  
Wo Ben-Ferdusi weilt,  
Wo sich der Berge rauher Fuß  
In ebnes Thal zertheilt.

Da war es, wo ein andrer Zug  
Entgegen ihnen kam,  
Drin manchem schwer das Herze schlug,  
Für reinem Leid und Gram.

Ein Leichenzug war's, thränenleer —  
War wohl kein Blick dabei;  
Da fragten, die gesandt der Herr,  
Wer wohl der Todte sei?

Er war's, zu dem ihr Auftrag geht,  
Dem sie der Shah entbot;  
Doch solche Neue war zu spät  
Und Ben-Ferdusi todt.

Manfred.

Pankrazius Windschädls Brautfahrt.

(Fortsetzung v. No. 77.)

Windschädl, der indeß bei den Simulationen  
der Frau Barbara vergebens auf ein Urtheil, das

ihm Leben oder Tod geben sollte, wartete, meinte keine Antwort sei auch eine, sei als eine stillschweigende Einwilligung zu betrachten; er umfaßte in Folge dessen seine vermeinte Geliebte mit kräftigem Arm und trug die alten Knochen der Wirthschafterin im Triumphe aus der Laube, sich dabei der mimisch-plastischen Darstellung des Sabinerraubes entfinnend.

Diese aber erhob in der Bedrängniß ihres Herzens ein Zetergeschrei und zappelte mit Händen und Füßen; zugleich sah er sich von dem Pächter wüthend angepackt, und was mehr als dieses, er bemerkte bei dem klaren Silberlicht des Mondes seinen ungeheuren Mißgriff. Vernichtet stand er da, der Schreck lähmte alle seine Glieder und seinen Händen entsank die vermeinte süße Bürde, indem sie gewichtig zur Erde plumpste. Nun aber mußte der Schreck dem Zorne weichen, und er überhäufte die Wirthschafterin, die seine Liebesergießungen so hinterlistig usurpirt hatte, mit geifernden Schimpfreden. Diese glich aber, als sie merkte, daß man sie zum Besten gehabt habe, einer Furie, die Schärfe ihrer Nägel nach seinen Augen richtend. Auch der Pächter stürmte jetzt auf ihn ein, Miene machend seine physischen Kräfte an ihm zu versuchen und der Lärm zog die Leute des Hofes herbei. Unter so mißlichen Umständen hielt Windschädl es für das gerathenste, sich aus dem Staube zu machen. Er warf den eindringenden Pächter auf die keifende Wirthschafterin, daß sich beide im Grase kugelten und suchte sein Heil über die Mauer, wo er in den Wagen stieg, der ihn aus diesem verwünschten Ort der Fatalitäten schnell hinwegführte.

6.

Höchst mißvergnügt über die unerwartete Auflösung der Intrigue; ganz erschöpft von der Anstrengung seiner Lunge; durchgebeutelst von der schnellen Fahrt, warf er sich zu Hause auf's Sopha, um sich von allen diesen Fatalien zu erholen. Er konnte sich den unangenehmen Vorfall nicht anders erklären, als daß der Bote an ihm zum Verräther geworden sei, und daß der Pächter mit der Wirthschafterin Komplott gegen ihn gemacht hätte. Von dem Pächter war ihm das nicht räthselhaft, desto mehr aber von der Wirthschafterin, gegen welche er sich nach seiner Ueberzeugung doch keineswegs auf eine Art betragen hatte, die ihr hätte anstößig seyn können, und auf deren Hilfeleistungen er sich sogar Hoffnung gemacht hatte. So hatte er es denn mit zwei erbitterten Feinden zu thun, denen es an gu-

ten Willen, wenn nicht seinen ganzen Plan zu vereiteln, doch in der Ausführung auf alle Art hinderlich zu seyn nicht fehlte. Wahrlich schlimme Aufpekten, die aber dennoch nicht so viel über ihn vermochten, daß er sein Vorhaben darüber hätte aufgeben sollen; im Gegentheile war der Gedanke, sich an dieser Allianz zu rächen, ein Sporn mehr, ihn in demselben zu bestärken. Eine Woche darauf sah man ihn wieder in Verdau, während welcher Zeit sein Verstand angestrengt in Anspruch genommen wurde, Mittel zu ersinnen, um zum Besitze der scharf bewachten Schönen zu gelangen. Nach vielen Debatten im Oberhause, nahm er sich endlich vor, sich in Verdau eine zeitlang verborgen aufzuhalten, bis sich ihm der günstige Augenblick zur Ausführung seines Vorhabens darbieten würde. Im Kostüme eines Jägers wurde er von dem Wirth willkommen, mit dem er sich auch gleich in ein Gespräch einließ, das er auf den Pächter und dessen Mündel zu wenden mußte. Auf diesem Wege erfuhr er von dem redseligen Propaganten der süßen Bachußgabe, daß Annschen bereits vor zehn Tagen Verdau verlassen habe, welchem Ausspruche, als er von Windschädl in Zweifel gezogen wurde, er seine Augenzeugenschaft als unwiderleglichen Beweis hinzufügte.

Die Züge des Erstaunens, die sich bei diesen Worten auf Windschädl's Antlitze malten, der Natur zu stehlen, wäre wahrlich eine würdige Aufgabe für einen noch so kunstvollen Pinsel gewesen. Wie ein Donnerschlag wirkte sie auf ihn; je länger er aber nachdachte desto unwahrscheinlicher wurde sie ihm. — Gewiß hätte Annschen ihm, wenn sie verreisen sollte, es zu wissen gethan und ihm den Ort ihres Aufenthalts bezeichnet; zudem wo hätte sie hinfahren sollen? Darüber konnte ihm der Wirth keinen Aufschluß geben; denn obgleich der Lohnkutscher bei ihm gestanden war, bei welcher Gelegenheit er erfahren hatte, daß er aus Ellwik sei, so wußte dieser es doch selbst nicht, wohin die Reise gehen werde. Immer dichter verzog sich der Schleier vor Windschädl's Augen und er wußte nicht, was er von der ganzen Sache halten sollte. Das Klügste schien ihm, sich selbst zu überzeugen, zu welchem Ende er sich hinab in den Hof begab, wo er auf seine Fragen die angenehme Auskunft erhielt, daß der Pächter nicht zu Hause, und Frau Barbara bei der Pastorin zu Besuche sei. Schon pries er sich glücklich, eine so günstige Gelegenheit mit Annschen zu sprechen, sie vielleicht gar zur Flucht zu bereben, erpaßt zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

## Korrespondenz- und vermischte Nachrichten.

W e s t h , 27. Juni 1826.

Zu den höchst erfreulichen Erscheinungen, die ic über unsre Bühne schwebten, gehören wohl die Gastdarstellungen einer der größten jetzt lebenden mimischen Künstlerinnen, der Mad. Schröder-Kunst, k. k. Hofchauspicerin. Erschöpfend sind die Urtheile, die über diese Künstlerin, im wahren Sinne des Wortes, fast in allen deutschen Blättern erschienen sind, und schwerlich dürfte es eine einseitigere Stimme geben, als die, die zu ihrem gerechten Lobe allenthalben verlautete. So sehr nun, leider! in neuerer Zeit, durch eine unbegrenzte Schreibewuth, und durch die so weit getriebene Freigebigkeit der Theaterreferenten mit Lobespenden, und zumal bei Damen, die öffentlichen Beurtheilungen verdächtige Quellen geworden sind, und man immer weniger Vertrauen darcin setzt; so ist das Resultat der Aeußerungen über Mad. Schröder, theils, weil sie oft von sehr gewichtigen Namen herrühren, theils, weil alle so gleichlautend, so einstimmig sich vernehmen lassen, von unbestreitbarer Authentizität. Doch stellen wir uns ferne von diesen fremden Inspirationen, und sagen wir, was wir an dieser großen Künstlerin wahrnahmen und bewunderten. Es erlaubt allerdings der Raum dieser Blätter, und der Umstand, nicht zu sehr der Wiederhall anderer Stimmen zu werden, und hier nur kurz zu fassen. Wir sahen sie als Sappho, und das

war genug, sie in allen ihren Eigenheiten, in ihrer Kunst, Natur und Persönlichkeit, in ihrer ganzen Größe aufzufassen. Die Sappho genügte hiezu, und — mußte genügen. — Welche Würde sahen wir hier sich entfalten, die sich in den verschiedenen Lagen des Seelenzustandes, sich der Freude, dem Gramme, allen Verhältnissen anschmiegend, so gleich, so mimischrichtig behauptete. Da bemerkt man keine Verzerrung, keine unnatürliche Aufwallung, sondern Alles in den Grenzen der Subtilität gehalten. Sappho kommt und wir sehen die hohe Frau, die von den Musen Begünstigte, mit unverkennbarem Wohlgefallen ihre Lorberen tragend, erscheinen; sie tritt mit sanftem Stolz in ihrer Untergebenen Mitte und nimmt die Huldigungen mit sichtbarer Zufriedenheit an. Aber Höheres erwartet sie noch; ja ihr poetisches Gemüth sagt ihr: es ist das Höchste — die Liebe! — Und Alles was ihren Lippen entfließet, alle ihre Bewegungen athmen von dieser süßen Leidenschaft; und doch wie lieb sie es uns anfangs nicht vergessen, daß der Gegenstand ihrer Schwärmerei, Phaon, ihr Sklave sei; erst allmählig erkannten wir, daß Liebe nicht nach Rang und Stand wählet, und sich einer Vertraulichkeit und ihrer Neigung ganz überlassend, malet, schafft sie uns ein Gebilde, wie es selbst der Dichter nicht vollenden konnte. — Aber ach! Melitta! Die süßeste Leidenschaft wird zur bittersten. Erst der Verdacht. Wir sehen ihn keimen, stufenweise heranwachsen — er wird zur Gewißheit!



und die Eiferjucht mit allen ihren Attributen tritt ins Leben. Und wie representierte sie die Schröder! Welche andere Schauspielerin würde nicht glauben, als Phaon im Traume „Melitta!“ ausrufen, in krampfhaften Zustungen gerathen und einen Schrei des Entsetzens ausrufen zu müssen? — Nicht so die Schröder. Sie markirte das schrecklich ihr aufgegangene Licht, und die dadurch erzeugte Seelenunruhe mit solcher Ruhe, mit solchen charakteristischen Zügen, daß man eine Kraft nicht verkennen konnte, ohne daß der Feinheit und der psychologischen Wichtigkeit nur das Geringste vergeben wurde. Und dann ihrer Resignation, die edle Aufopferung, mit welcher sie Phaon und Melitta verbindet, wenn sie es auch nicht ertragen konnte, noch in einer Welt zu atmen, in der ihr Geliebter ohne sie fühlen und glücklich seyn konnte! Wie meisterhaft unser Gast dieses darstellte, läßt sich mehr empfinden als beschreiben. In der That, sie hätte nicht der Worte bedurft, ihr wunderwirkendes Gebehdenspiel hätte es uns schon gesagt, was wir hier so melodisch schön und ausdrucksvoll auch hörten, auf daß uns der Genuß verdoppelt werde. — Das nennen wir Plastik. Diese Attituden sind griechischen Meisterstücken abgelauscht. Jede Stellung, jedes Hintreten, jedes Armispiel, ja jede Falte in dem Purpurmantel ist die Frucht tiefen Studiums. — So war Mad. Schröder als Sappho und Ref., der: diese große Künstlerin schon früher Gelegenheit zu bewundern hatte, versichert, daß ihre Medea, Phädra, Lady Macbeth, Isabella (Braut v. Messina) u. s. w. nicht minder den Stempel der unerreichen Vollendung an sich tragen. — Aber wie sagten oben die Sappho mußte genügen, um sie hier ganz aufzufassen, darum, weil von den vier andern Rollen zwei ihrer Individualität nicht zusagend und zwei ihren Talenten nicht würdig gewesen sind. Sie gab die Maria Stuart und die Jungfrau von Orleans. Die meisten deutschen Bühnen kennen Mad. Schröder und man wird den Fehlgriff einsehen. \*) Sie gab die Adelpina und die Johanna von Montfaucon. Erstere ist ein Nachwerk von Vogel und es schmerzte, solche schlechte Verse aus solch einem richtigen Munde zu hören. Joh. v. Montf. ist eines der mißlungnensten Produkte Kochbues, und gewiß würde es dieser Dichter — den wir übrigens verehren — heutzutage nicht geschrieben haben. Es gehört so ziemlich dem damaligen verderbten Zeitgeschmacke an, der jetzt wieder, wenn auch keine bessere, doch eine andere Richtung genommen hat. Ein großer Künstler soll nur das Unsterbliche lieben, und es that uns in der Seele weh, Mad. Schröder sich mit solchen Kleinlichkeiten befassen zu sehen. Sie verdient daher darüber einen lauten, öffentlichen Tadel. Man wende uns nicht ein, daß sie Verhältnissen nachgeben mußte. Nein! die Genialität soll über alle Verhältnisse erhaben seyn. — Fünfmal die Sappho oder gar nichts mehr geben, wäre ihr angemessen gewesen, wenn — was allerdings sehr unwahrscheinlich klingt — durchaus nichts anderes möglich gewesen wäre. Doch auch Künstlerinnen sind eitel — nicht nur auf ihre Kunst — und ökonomisiren! —

\*) Thibaut sagt zu Johanna d'Arc:  
 „Jeanette deine Schwestern machen Hochzeit,  
 Ich seh' sie glücklich, sie erweu'n mein Alter,  
 Du, meine jüngste, machst mir Gram und Schmerz.“  
 Die Delle. Kondoroff und Koser gaben die älteren Schwestern. Possierlicheres kann man sich also doch nicht denken!  
 R.

Unser Publikum bewies, wie sehr es auch für echte Kunst eingenommen ist, es zollte der Künstlerin den rauschendsten Beifall, und hatte so viele Achtung für sie, daß es sich ihre Mißgriffe nachsichtsvoll gefallen ließ. Schwerlich wird je unser Theater in einer Woche so viel Mal sich gefüllt haben als in dieser letzten. Dadurch veranlaßt, können wir auch den Gastdarstellungen eines nicht minder großen Künstlers, Hrn. Anschütz, der dieser Tage hier eintreffen wird, das günstigste Prognostikon stellen.

Gleichzeitig mit Mad. Schröder beendigte ihr Gatte, Hr. Kunst seine Gastrollen. Dieser junge Schauspieler hat viele gute Seiten, aber er hat auch mehrere schwache, und seine Schwäche ist, daß er glaubt, er habe gar keine. Da wir nicht einseitig seyn, das heißt das Lob vom Tadel nicht trennen wollen, und wie bei dem letzteren befürchten müssen, Gegenbemerkungen von Seite des Hrn. Kunst in der Preis zu veranlassen, welche doch wenige Leser interessieren — so schweigen wir von ihm ganz; ohnedies ist er schon in diesen Blättern besprochen worden. — Aber wir können uns nicht enthalten, unsern Lesern einige ergeliche Proben von der Art und Weise, wie sich Hr. Kunst, wenn er nach der Vorstellung gerufen wird, beim Publikum empfiehlt, so weit es uns nämlich bei dem Geräusche eines Theater-Endes verständlich war, und uns im Gedächtniß geblieben, mitzutheilen. 1. „Ein Schelm thut mehr als er kann!“ Nun Hr. Kunst ist kein Schelm; er that nichts mehr als er konnte. 2. „Wenn ich wieder nach Pesth komme, werde ich ein besseres Stück von mir mitbringen.“ — Auf was sollen wir uns mehr freuen, auf ihn oder auf sein Stück? — 3. „Aus Dankbarkeit für Ihre Auszeichnung, habe ich meine Frau kommen lassen.“ Da hat er uns allerdings ein glänzendes Donceur gemacht; aber er sollte dies nicht sagen: Mann und Weib sind ein Fleisch, da klingt das ein wenig wie Unbescheidenheit. — 4. „Ihre gütige Rücksicht entschädigt mich für die bitteren Pfeile, die in letzterer Zeit schonungslos gegen mich abgedrückt wurden.“ Man höre: schonungslos! Ein naives Geständnis! Wir wissen zwar nicht, was die „bitteren Pfeile“ figurlich darstellen sollen, aber genug, sie scheinen seine wunden Stellen getroffen zu haben, und wer weiß, ob er nicht heiljame Plaster für Pfeile ansieht. — R.

**Ofen, 15. Juni 1826.**

Vor einigen Tagen wurde auf unserer Bühne Altes und Neues mit einer lebenswürdigen Präzision gegeben; nämlich Herzenskron's neues „Ein Mädchen ist's und nicht ein Knabe“ und der alte „Der Barbier.“ Obgleich uns bei der Ausführung des ersteren Al. Schfinger, ein talentvolles junges Mädchen, durch Entwicklung der schönsten Anlagen und im letztern Meister's anerkannte komische Virtuosität ein besonders Vergnügen verschafften, so wurde dieses doch noch durch den Vortrag eines Oboe-Konzertes von Lath erhöht, welches unser talentvolles Orchester-Mitglied, H. Schwarz uns zwischen den beiden Piecen (?) zum besten gab. Die besondere Virtuosität, mit welcher dieses Konzert auf einem so schwierigen Instrumente ausgeführt wurde, verdient volle Anerkennung, und der allgemeine stürmische Beifall nach Beendigung desselben möge dem jungen Künstler ein neuer Sporn geworden seyn, in seiner rühmlich begonnenen Laufbahn muthig fortzufahren. J. Theophil — G.